Laudatio zur Eröffnung der Ausstellung “Der Garten”

von Prof. Dr. Dr. Andreas Schüle

Lieber Martin, verehrte Anwesende,

„Der Garten“ – ein ganz schlichter Titel für eine Ausstellung. Keine schmückenden Adjektive. Der Titel besagt, worum es geht.

Nun mag man irritiert sein. Das Wenigste, was man hier sieht, stellt sich auf den ersten Blick oder auch auf den zweiten als Garten dar – jedenfalls, wenn man sich unter einem „Garten“ etwas „Gegärtnertes“ vorstellt. Gärten, ob Obst- oder Blumengärten, sind das Ergebnis menschlicher Arbeit und Kreativität. Sie sind planvolle Umgebungen mit Düften und Farben, die Sinnlichkeit, Geborgenheit und Schönheit vermitteln.

Interessanterweise werben Kleingartenanlagen auch in Leipzig mit dem Slogan „Ein Stück Natur mitten in der Stadt“. Über den Sommer verbrachte ich ein paar Wochen in Bangkok und Singapur, wo die neuere Hochhausarchitektur immer mehr auf natürliche Elemente, Begrünungen und Bepflanzungen von Wänden und Flächen abstellt. Rückholung der Natur, industrieller Wohnraum als Garten – Themen in einer zunehmend verbauten, verzweckten, hochgradig pragmatisierten Welt.

Martin Voigt reagiert mit seiner Kunst in ganz eigener Weise auf diese moderne Sehnsucht nach der Wiedergewinnung des Natürlichen in der überindustrialisierten Spätmoderne. Allerdings dekorieren seine Gärten nicht, zaubern keine schöne Natur auf die Leinwand. Sie gleichen nicht

aus, was an anderer Stelle fehlt. Voigt malt keine Gärten, die es in dieser Form gibt oder geben könnte. Und dennoch handelt es sich um Gärten, weil der Künstler hier genau das tut, was auch ein „richtiger“ Gärtner tut. Er bepflanzt, bewässert, schafft Formationen und Räume, die einen ästhetischen Anspruch vermitteln. Aber wo dem realen Gärtner sozusagen natürliche Grenzen gesetzt sind, kann sich Voigt die Freiheiten nehmen, die seine Künstlergärten auszeichnen. Über allem schwebt ein urweltlicher Zauber, eine modrige Magie, das Unheimliche im Heimeligen.

Wer die Entwicklung des Oeuvres von Martin Voigt seit seiner Zeit als Student an der HGB in Leipzig verfolgt hat, wird kaum von der Faszination für Verfall und Endlichkeit überrascht sein. Dies war eines der wesentlichen Themen seiner Stillleben, die auf ihre Weise die Ästhetik des, konventionell betrachtet, Unschönen ins Bild setzten. Es war die andere Seite des Daseins – das Liegengebliebene, nicht mehr Beachtete, seiner Vergänglichkeit Überlassene –, das Voigts Aufmerksamkeit und Empathie auf sich zog. Dieses Thema ist immer noch oder, besser, immer wieder in seinen Arbeiten präsent.

Wer die Ausstellung „Hyperborea“ im Panoramamuseum von Bad Frankenhausen aus dem Jahr 2022 noch in Erinnerung hat, wird sich an Baumbilder oder auch an eine eingestürzte Jagdkanzel erinnern, die auf ihre Weise Brüchigkeit, Gefallenheit und Fäulnis zeigen konnten – hier noch in erkennbaren Anlehnungen an das Genre „klassischer“ Landschaftsmalerei. In diesen Baumlandschaften waren Spuren menschlichen Daseins allenfalls noch indirekt zu entdecken, meist aber schon ganz verschwunden. Das ist insofern erwähnenswert, als Martin Voigt ein ausgezeichneter Menschenmaler ist. Davon zeugen zahlreiche

Portraits und Zeichnungen. Und es gibt aus früherer Zeit tatsächlich auch einzelne Arbeiten, in denen Menschen die Landschaften einnehmen. Aber insgesamt mag bezeichnender für dieses Oeuvre sein, dass es eben nicht menschliche Protagonisten sind, von denen ausgehend sich die Bilder erschließen, sondern die Landschaften selbst.

In der Ausstellung, die wir heute eröffnen, geht Voigt einen Schritt weiter. Jeder Bereich – Bäume, Pflanzen Wasser, Himmel – erhält nun eine eigene Formsprache und Farbigkeit, die nicht mehr abbilden, sondern imaginative Urwelten entstehen lassen. Wer Martin kennt und weiß, wohin es ihn auf seinen Reisen zieht, wird neben dem Leipziger Umland auch Formationen finden, die entfernt an die Kanaren, die Ägäis, die Toskana und andere Orte erinnern. Aber aus all den Eindrücken ist nun eine ganz eigene Synthese geworden. Und das ist vielleicht der entscheidende Punkt: Aus Landschaften, die einen an irgendetwas erinnern mögen, das man schon einmal gesehen hat, sind nun imaginäre Gärten geworden, Pflanzungen malerischer Phantasie, Kultivationen künstlerischer Technik.

Auch das mag wichtig zu erwähnen sein: Das Imaginative, das stellenweise ins Surreale übergeht, ist immer noch gegenständliche Malerei. Es bedarf der minutiösen Ausführung, der feinen Details, der im besten Sinne verstandenen Altmeisterlichkeit. Die Imagination lebt von der Konkretion, nicht von der Auflösung. Was man sieht, sind tatsächlich Gärten und nicht etwa emotionale Reaktionen auf die Vorstellung eines Gartens. Kein leicht zu bespielendes Terrain! Wer sich von der Landschaftsmalerei des 18. und 19. Jahrhunderts entfernt, aber dann eben nicht den Weg ins Impressionistische, Expressionistische oder in die Auflösung der Form geht, lässt sich schwer zuordnen.

Voigt selbst verwendet gelegentlich den Begriff des Manieristischen und verweist damit auf die Landschaftsmalerei des 16. Jahrhunderts als kunstgeschichtlichen Vergleichspunkt. Und in der Tat kann man die gestreckten Proportionen, die gesteigerte Tiefenwirkung der Bilder und deren überreale Farbigkeit in dieser Weise lesen. Das großformatige Bild „Verrottende Bäume am Ufer“ mit seinen kräftigen Farbkombinationen von blau, braun, gold und grün oder auch die in Nebel getauchte Felsenszenerie von „Noctis Labyrinthus“ vermitteln diese manieristische, zaubergartenartige Atmosphäre. Und auch in anderer Hinsicht ist der Vergleich aufschlussreich. Manieristische Landschaften eröffnen typischerweise Nischen für menschliche Habitate – eine Burg in Felsen versteckt, ein Gehöft in waldigem Dickicht, Menschen, die sich im Geäst eine Zuflucht suchen. Natur ist Heimat, ist Leichtigkeit und spielerisches Wunder. Ein wenig davon kann man auch in den Voigt’schen Bildern spüren. Man kann sich geradezu vorstellen, wie die Hand des Künstlers über das Papier oder die Leinwand gleitet, hier noch ein Gehölz, dort noch eine Lichtung, einen Bachverlauf einfügt und immer wieder versteckte Bewohner – Schwäne, Reiher, ab und an findet auch ein Liebespaar einen einsamen Ort. Man spürt, dass Voigt liebt, was er malt.

Und dennoch weichen die Bilder dann doch von ihren historischen Vorbildern ab. So schön sie sind, die Voigt’schen Gärten haben eine morastige Bedrohlichkeit. Man fühlt sich hingezogen und weiß dennoch, dass man hier nicht zuhause sein kann. Genau darin liegt eine große Stärke Martin Voigts. Seine Bilder sind präzise genug, dass wir ihnen glauben – und fantastisch genug, dass wir ihnen nicht vollständig trauen.

Vielleicht ist deshalb das Wort „Urlandschaft“ so treffend. Eine Urlandschaft ist ja nicht einfach eine sehr alte Landschaft. Sie ist eine Landschaft vor unserer Ordnung der Welt. Vor Grundstücksgrenzen, Straßen, Forstwirtschaft und touristischen Aussichtspunkten. Eine Welt, in der die Dinge noch nicht danach eingeteilt sind, ob sie für uns nützlich oder störend, schön oder ekelig sind. Dort darf ein Baum fallen und liegen bleiben. Dort darf Wasser einen Landstrich überfluten. Dort darf etwas wachsen, ohne dass jemand es gepflanzt hat, und sterben, ohne dass es jemand wegräumt.

Damit sind wir wieder beim Garten. Eines der Bilder trägt den Titel „Der sich selbst überlassene Garten“. Der Titel deutet schon auf den Zusammenbruch menschlicher Ordnung hin. Die Bäume sind spitz und dornig. Nichts, was man anfassen möchte. Der Boden ist geflutet, keine Wege sind (mehr) erkennbar, auf denen man gehen könnte. Nur Wasservögel fühlen sich hier wohl, wenngleich das Wasser selbst eine bräunlich sumpfige Färbung hat. Der Garten ist noch zu erkennen, aber er ist unserer Verfügung entglitten. Und gerade darin gewinnt er eine ganz eigene Schönheit.

Dieses Thema hat heute eine besondere Aktualität, denn wir leben in einer Zeit, in der unser Verhältnis zur Natur von einem merkwürdigen Widerspruch geprägt ist. Einerseits sehnen wir uns nach Wildnis, Ursprünglichkeit und unberührter Landschaft. Andererseits gibt es kaum noch einen Ort, den der Mensch nicht verändert hat. Wir schützen Natur, indem wir sie verwalten. Wir schaffen sog. „Naturflächen“. Wir definieren und umzäunen „Wildnisgebiete“.

Martin Voigts Bilder lösen diesen Widerspruch nicht – zum Glück! Kunst muss nicht lösen, was wir gesellschaftlich und politisch nicht gelöst bekommen. Aber sie kann unsere Wahrnehmung verändern. Sie kann uns daran erinnern, dass die Welt nicht erst dort Bedeutung bekommt, wo sie uns nützlich ist. Ein abgestorbener Baum ist kein misslungener Baum. Ein Sumpf ist kein verunglückter Park. Verrottung ist kein Fehler im System. Wildwuchs ist nicht notwendig Unordnung. Der Betrachter betritt eine Welt, die schon vor ihm da war – und die nach ihm da sein könnte.

Vielleicht erklärt das auch die eigentümliche Zeitlosigkeit dieser Bilder. Man weiß oft nicht: Spielt das alles vor tausend Jahren? Oder heute? Oder in einer Welt nach uns? Es ist keine apokalyptische Malerei – aber es ist eine Malerei, die uns behutsam daran erinnert, dass unsere Präsenz nicht der Maßstab aller Dinge ist.

Lieber Martin, Deine Gärten drängen sich nicht auf, sie erheben keinen moralischen Zeigfinger und verkaufen kein politisches Programm. Sie tun etwas Besseres: Sie öffnen Räume – Räume der Stille und des Unbehagens, der Schönheit und der Vergänglichkeit, des genauen Sehens und des freien Imaginierens. Sie zeigen Vegetation, die stirbt und gerade dadurch neues Leben ermöglicht. Und sie erinnern uns daran, dass die Welt dort besonders kostbar wird, wo sie nicht nach unseren Vorstellungen eingerichtet ist.

Für diese Bilder, für ihre Geduld, ihre handwerkliche Genauigkeit, ihre Schönheit und ihre Fremdheit – für diese wunderbaren, verstörenden, stillen Gärten möchten wir dir danken. Und uns allen wünsche ich nun, dass wir uns auf sie einlassen, dass wir uns ein wenig Zeit nehmen, um uns

im Geäst zu verlieren und, wenn wir diese Ausstellung später wieder verlassen, die Gärten draußen anders ansehen als zuvor.

Vielen Dank.

Prof. Dr. Dr. Andreas Schüle am 17.09.2026 in der Galerie Koenitz